Verlag Bibliothek der Provinz

Martin Sieghart

FRAUEN: LIEBE – LEBEN.

Erzählungen

Martin Sieghart
FRAUEN: LIEBE – LEBEN.
Erzählungen

herausgegeben von Richard Pils
lektoriert von Axel Ruoff

ISBN-978-3-99126-338-8
© *Verlag* Bibliothek der Provinz GmbH.
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Cover: © Beatrix Fischer-Pochtler

INHALT

Magda 7
Das Lächeln der Johanna 51
1 51
2 71
3 92
Chromeritz 111

Magda

Es gehört, auch in kleinen Orten, zur selbstverständlichen Tugend, dass einem Bürgermeister ein Vizebürgermeister gegenübersteht. Meist, wenn nicht seit Generationen eine Partei unbehelligt die einzig mögliche ist, gehört dieser zweite Mann im Ort zu einer anderen Partei.

Auch wenn ideologisch vielleicht nicht in allen Fragen ganz entgegengesetzt orientiert, hat er doch im öffentlichen Leben eine klare Distanz zum Bürgermeister, der vielleicht sein Nachbar, sein Kegelfreund, Partner beim wöchentlichen Kartenspiel oder Schwiegervater seiner Tochter sein kann, zu halten.

Kein Bauprojekt, sei es die Fassade des Kindergartens, die neu und vor allem in einem dem Vize grässlich erscheinenden Blau gestrichen wurde, sei es ein zusätzlicher Fußgängerübergang, an einer Stelle, an der es dem zweiten Mann im Orte ganz überflüssig vorkommt, weil dort ohnehin nie jemand die Straße überquert, jene Straße noch dazu, die mit einer Geschwindigkeitsreduktion auf mühsame 30 km gekennzeichnet ist.

Solche und ähnliche, in langen Gemeinderatssitzungen heftig diskutierte Projekte sind es, die ganz eindeutig die große weltanschauliche Verschiedenheit der beiden

Parteien und ihrer Führer in unserem schönen Ort zu erkennen geben.

Man kann nachher gemeinsam das eine oder andere Bier trinken, es bleibt aber viel Potential zu Streiterei, da man vorher klären musste, in welche der beiden verbliebenen Gaststätten man gehen soll.

Heute, an einem Freitag, an dem seit 100 Jahren und mehr nur das Wirtshaus „Zum roten Hahn" infrage gekommen ist, da soll man nachgeben und die „Grüne Gans" akzeptieren? Dass man es letztlich tut, dem Bürgermeister also seinen Willen lässt, ist ärgerlich, aber eben ein Zeichen menschlicher Überlegenheit.

Unser Herr Vizebürgermeister, Landwirt im Hauptberuf, bodenständig und auch darin dem Kollegen Bürgermeister, der den elterlichen Betrieb, ein kleines Rad- und Mopedgeschäft hat übernehmen müssen, überlegen, ist im Lauf der Jahre von einem eher schüchternen jungen Mann zu einer Autorität des Ortes geworden. Da, wo ihm kraft des politischen Amtes nur die zweite Rolle zugedacht schien, war er als einer der größten Bauern dennoch eine Persönlichkeit, die entsprechenden Respekt einforderte und ihn auch bekam, vom normalen Bürger seines vielen Geldes wegen beneidet, gleichwohl aber als großzügiger Spender da und dort beinahe verehrt.

So verlief sein Leben zwischen einer sehr aufrichtigen und tüchtigen Seite und einer, die man auch als nicht immer zum Vorteil seiner Mitmenschen bezeichnen könnte. Herr Vizebürgermeister war Vater dreier Kinder. Zumindest dreier, wie man munkelte.

Und er war ein Herrenbauer, so einer, der pünktlich um 17.00, winters und sommers gleich, in eines der Wirtshäuser ging, die Arbeit mit den Kühen, gar das Füttern der

Schweine, das war seine Sache nicht. Er war Ehemann, ein etwas strenger, aber, wie er meinte, gerechter.

Dass man hinter dieser Fassade einen Menschen hätte finden können, der von daheim nie etwas anderes als diese Strenge kennengelernt hatte, der regelmäßig seine Prügel erleiden musste, wenn er die Hühner zu spät gefüttert hatte, am Sonntag nicht rechtzeitig zum Kirchgang aufgestanden war und also mit ungepflegten Haaren daherkam: Man wurde gestraft, das mache aus Kindern später tüchtige und anständige Menschen. So, wie auch diese Väter es vor Jahrzehnten von ihren Vätern hatten erfahren müssen.

Es war ein Teufelskreis des gesunden ländlichen Lebens, eines, das alle glücklich machen musste, ob man dazu bereit und fähig war oder nicht.

Auf seine Kinder konnte er stolz sein, sie lernten brav, genossen im Ort einen guten Ruf. Eine Tochter spielte Klarinette, der Sohn war Jungjäger und die andere Tochter engagierte sich im örtlichen Trachtenverein. Dass man die Kinder nicht fragte, ob sie all das auch gerne machten, tat nicht viel zur Sache; sie würden später schon verstehen, wie gut das alles gemeint und wie es ihnen auf ihrem Lebensweg eine frühe und wichtige Lehre gewesen war.

In den Sommermonaten halfen sie alle zusammen, wenn es in glühender Hitze um das Einbringen der Ernte ging. Zusätzlich, und auch, um die eigene Familie nicht über Gebühr zu belasten, holte man einen Mann, der sein Leben allein führte, soweit er dazu imstande war, weil ihn das Glück an einem späten Abend vor vielen Jahren im Stich gelassen hatte.

Da ging er nachts vom Wirtshaus heim und wurde von einem ebenso betrunkenen Mopedfahrer niedergestoßen. Dass der motorisierte junge Mensch dabei zu Tode kam,

erschütterte alle im Ort, das Schicksal unseres Freundes, der nach Monaten in künstlichem Tiefschlaf schließlich in sehr bescheidenem Umfang wieder ins Leben fand, bedauerte man höflich.

Er war auf einen Sachwalter angewiesen. Seine Eltern hatten noch fünf Kinder und keine Zeit, sich seiner anzunehmen. Langsam kämpfte er sich zurück, die Gemeinde stellte ihm ein Zimmer im Pfarrhaus zur Verfügung. Da lebte er in seiner einfachen Welt. Konnte die wichtigen Dinge des Lebens alleine bewältigen, aber das Sprechen fiel ihm schwer.

Bei allem Mitleid doch auch irgendwie lustig für die Besucher eines der beiden Wirtshäuser. Man war überzeugt, dass die Schmähungen, die hinter seinem Rücken über seinen schwachen Geist ausgeschüttet wurden, ihn nicht oder zumindest nicht wirklich belasteten.

Er war brav, dieses Wort verwendete der Vizebürgermeister gönnerhaft. Ein braver Kerl, ein wenig dumm, also, sagen wir: einfältig. Aber einer mit Bärenkräften. Und er arbeitete schneller als alle anderen. Das gefiel dem Vater. So konnte er ihn ordentlich fordern, ohne dabei finanziell großen Schaden zu nehmen. Der liebe Helfer war froh über jede Entlohnung, sie richtig einzuschätzen war ihm verwehrt. Gut also für beide Seiten.

Sonntags in der Kirche saß er, der Herr Vizebürgermeister, nicht im Schatten seines Kontrahenten, sondern in der ersten Reihe, gleich beim Mittelgang. Ein Schild, das auf der Bank vor ihm angebracht war, hatte schon seinen Vorfahren diesen Platz gesichert. Und niemand durfte ihn unserem geschätzten Herrn Vizebürgermeister streitig machen.

Magda, seine Frau, eine zierliche, hübsche und bescheidene Person, hatte auf der gegenüberliegenden Seite Platz zu nehmen. So war es immer, und so sollte es auch bleiben.

Sie war jünger als ihr Mann. Auch das gehörte zur guten Tradition des Ortes. Sie war in einem kleinen, etwas abgelegenen Teil des Ortes geboren worden. Ihre Eltern betrieben dort einen großen Bauernhof, einen, auf den man ein wenig neidisch blickte. Der Wohlstand, in dem Magda aufgewachsen war, stand im krassen Gegensatz zu den vielen Familien, die mit wenig Grund und Boden und daher auch wenig Geld auskommen mussten. Magda schämte sich oft ihres Reichtums. Gerne hätte sie da und dort geholfen, Familien mit vielen Kindern finanziell unterstützt. Aber das war ihr nicht erlaubt. Nicht, als sie noch in ihrem Elternhaus lebte, und nun auch nicht. Ihr Mann hatte das Kommando auf dem Hof übernommen. Und er selbst hatte sich den Ruf erkämpft, großzügig zu sein, wenn Not zu lindern war. Aber er und nicht Magda hatte das zu entscheiden.

Als junges Mädchen versuchte sie alles, um unter ihren Freundinnen als gleichwertig anerkannt zu werden. Und sie litt darunter, die Vorurteile der anderen zu spüren. Sie musste kämpfen, um ein wenig Zuneigung zu bekommen. Meist blieb sie zurückgezogen im Hintergrund.

Und seit sie verheiratet war und eine Familie zu betreuen hatte, nahm sie am öffentlichen Leben des Ortes kaum teil. Es genügte ihr, bei großen Festen anwesend zu sein. Und den sonntäglichen Gottesdienst besuchten natürlich beide.

Ihr Mann betete laut und voll Innbrunst alle Gebete, hinterfragte deren Inhalte nicht, war da auch in bester Gesellschaft des gläubigen Publikums beim Gottesdienst um 9.30 Uhr. Anschließend ging es zum Frühschoppen, einer Veranstaltung, die den Herren des Ortes vorbehalten war; und das war gut so. Die Frauen konnten sich so ganz auf das Kochen konzentrieren.

Die nächsten Wahlen standen an, unser Held mobilisierte alle Kräfte, lud auf eigene Kosten die Kinder zum großen Herbstfest ein, versorgte sie mit Krapfen, die Magda zu backen hatte, und mit Limonade, denn: So hatte man ihm versichert, man dürfe die Beeinflussung der Eltern durch ihre Kinder nicht gering schätzen.

Er rühmte sich, die schöne blaue Fassade des Kindergartens gegen alle Widerstände durchgesetzt zu haben, auch den für Kinder unerhört wichtigen Fußgängerübergang. „Ihr wisst, da, wo ich schon früher eine 30 km-Beschränkung verlangt und durchgesetzt habe, da ist nun zusätzlich ein weiterer Schutz, vor allem für euch, meine lieben Kinder, entstanden", wurde er nicht müde, sich zu loben. Auch die verschiedenen Vereine besuchte er, versprach großzügig Hilfe, wenn man ihn zum Bürgermeister machen würde.

Die Pensionisten lud er zum traditionellen Allerheiligenschmaus in die nahe „Grüne Gans", die er zum Beginn seiner Ausführungen nicht genug loben konnte, ein. Er versicherte seiner Zuhörerschaft, die auf seinen Druck von der örtlichen Bank zu einem deftigen Braten mit Mayonnaise-Salat eingeladen wurde, dass er ihre Probleme besser als jeder andere verstehen könne, da er selbst schon in ein Alter gekommen sei, in dem ... man unterbrach ihn: „Sepp, du bleibst immer jung!" Nun kennen wir endlich auch seinen Namen.

Das tat ihm gut, sosehr er dieses Lob mit einer Handbewegung abtat.

Er erzählte von seiner schweren Jugend, den Kriegsjahren, dem Wiederaufbau, von allen Erfahrungen, die, er räusperte sich, dem amtierenden Bürgermeister, Anfang der vierzig, natürlich unbekannt seien.

Schließlich konnte er noch die Botschaft anbringen, dass er dank privater Kontakte knapp daran sei, einen Arzt, einen

richtigen, sehr hoch gelobten Gemeindearzt ins Dorf zu holen.

„Je mehr ich hier zu sagen habe, umso schneller wird dieser Herzenswunsch unserer Bürger in Erfüllung gehen!"

Der Abend war ein Erfolg, Sepp, der große Bauer, politisch aber immer noch im zweiten Glied, war sich sicher, diesmal den in seinem Leben so besonders wichtigen Sieg, jenen bei den Kommunalwahlen, seines Ortes zu erringen.

Dass es bei einer Veranstaltung des Bürgermeisters, der ebenso nicht ruhte, seine Klientel zu bedienen, zu einem unerhörten Zwischenfall gekommen war, als eine Frau, sie war schon vor Jahren in eine kleine Stadt unweit des Dorfes gezogen und nur zu dieser Kundgebung des Bürgermeisters erschienen, unseren Sepp lautstark als ehrlosen Gesellen bezichtigte, der seinen Verpflichtungen als Vater ihres Sohnes nicht nachkomme und überhaupt ein schlechter – sie verzog den Mund grimassenhaft – ein ganz mieser und übler Mann sei, das wurde ihm unmittelbar zugetragen, von Freund und Feind sozusagen.

Sepp war über diese Verleumdung, wie er nicht müde wurde, sie täglich und jedem, wollte der es hören oder nicht, zu bezeichnen, wütend.

Aber als Politiker, das hatte er vor Jahren, bei einem Seminar „Das politische Wochenende" gelernt, muss man wegstecken, lächeln und sich auf die wichtigen Themen konzentrieren.

Der Wahltag kam näher, Sepp absolvierte Termin um Termin, sein braver Helfer musste unter Anleitung der Klarinette spielenden Tochter, ganz gegen deren Willen, alles an körperlicher Kraft aufwenden, um abends, wenn Sepp heimkam, gelobt und entlohnt zu werden.

Dass die Mutter still und leise den Bettel verdoppelte, war für sie nicht ungefährlich. Denn wenn er in eines der

beiden Gasthäuser einkehrte und beim Gehen den Wirt bat, sich selbst aus seiner Geldtasche zu nehmen, was ihm zustünde, war die Gefahr gegeben, dass dieser Wirt bei nächster Gelegenheit Sepp wegen dessen Großzügigkeit lobte und so der Schwindel aufflöge.

Die Nervosität im Hause Sepp stieg ins Dramatische. Reagierte er immer schon ein wenig cholerisch, wenn eines der Familienmitglieder partout eine eigene und nicht seine Meinung vertrat, so schien es in den letzten Tagen vor dem Wahlgang vernünftig, unserem Vizebürgermeister nickend, also seinem kommenden Wahlsieg vorauseilend, in großer Zustimmung zu allem, was er tat und vor allem sagte, zu begegnen. Oder ihm auszuweichen.

Seine Ungeduld galt im Besonderen seiner Frau, die nach bestem Können unserem Sepp alles aus dem Weg räumen wollte, so, als würde das seine Chancen steigern. Dass er ihr dafür keinen Dank zollte, lag, so interpretierte sie, nur an der großen Anspannung, die ihrem Mann alles abverlangte.

Die Tatsache, dass er aus bedeutend kleinerem Hause stammte, wie Magdas Eltern nicht müde wurden, es ihn regelmäßig spüren zu lassen, dass er nicht aus großer Begeisterung über seine Fähigkeiten, seinen Humor oder sein Äußeres, letztlich den Vorzug bekommen hatte, sondern vielleicht als das kleinste der Übel hingenommen wurde, verletzte ihn im selben Maße wie es seinen Ehrgeiz beflügelte, allen zu beweisen, wie gut und tüchtig er sei.

Die Frage, ob er überhaupt Bauer sein wollte, stellte er sich nie. Man hatte ihm klar gemacht, dass dieser Hof die große Chance seines Lebens war. Das hatte zu genügen. Und ob er Magda liebte und sie ihn auch, interessierte beider Eltern nicht. Man wurde verheiratet.

Dass man ihm schnell klarmachte, dass es um Arbeit, sehr viel Arbeit, oft auch um deren selbst Willen geht, und um nichts anderes, musste er akzeptieren. Und er kompensierte es mit zunehmender Strenge: sich selbst, mehr noch seinen nächsten Menschen gegenüber.

Obwohl Magdas Eltern sich mehr und mehr zurückziehen mussten, weil sie die Arbeit nicht mehr in jenem Maße zu leisten fähig waren, wie sie es von sich selbst ebenso verlangten, gewann Sepp nur langsam an Profil.

Die Überlegenheit seiner Frau Magda versuchte er auszublenden, ihre ruhigen Versuche, ihn da und dort zu entlasten, wurden brüsk zurückgewiesen. Das Leben der jungen Menschen war von Beginn ihrer Ehe an mühselig. Magda lernte zu schweigen, Sepp zu reden, obwohl es umgekehrt vielleicht besser gewesen wäre.

Das Bürgermeisteramt als solches interessierte ihn weniger als der Wunsch, es zu erkämpfen, ein wenig verehrt, gefürchtet, vor allem aber geliebt zu sein.

Der Sonntag der Entscheidung war gekommen, Familie Sepp ging schon vor dem Kirchgang ins nahe Wahllokal, das man im Gemeindeamt eingerichtet hatte. Der Bürgermeister schwänzte die heilige Messe, erschien aber unmittelbar nach deren Ende, begrüßte seine lieben Freundinnen und Freunde, betonte, dass er allen auch weiterhin ein fürsorglicher Freund und Helfer sein wolle, wenn man ihm nur für weitere fünf Jahre das Vertrauen schenke.

Er strahlte eine Ruhe aus, die unserem Sepp nicht ganz gegeben war. Der erschien zu spät zum Frühschoppen, er musste, wie er betonte, noch ein wenig nach dem Rechten sehen. Nein, kein Bier, das würde er am Abend in großem Maße mit seinen Freunden trinken, wenn die Wahl geschlagen sein würde. Vielleicht etwas unglücklich, diese Bemerkung. Er musste schmerzhaft erkennen, dass nicht

alle am Tisch applaudierten, sondern auch das eine oder andere „No, schau ma mal“ zu hören war.

In einem Ort dieser Größenordnung schließen die Wahllokale bereits um 13.00 Uhr. Es war nun 12.15 Uhr geworden, da alle Ergebnisse nicht vor 17.00 Uhr bekanntgegeben wurden, gab es also noch viel Zeit, ehe man pünktlich zum Gemeindeamt gehen würde, um dort das Endergebnis aus dem Mund des Sekretärs zu hören.

Der Nachmittag wollte kein Ende nehmen. Man überredete Sepp, einen Spaziergang zu machen, etwas, das ihm fremd war, das er nicht mochte, dem er nur widerwillig zustimmte. Seine Frau ließ ihn seine Monologe aufsagen, seine stolzen Sätze der Sicherheit, auch ihr durch seinen Sieg große Achtung im Ort zu sichern. Dass ihr das nichts bedeute, behielt sie für sich. Immerhin aber sollte die Familie den Eindruck von eisernem Zusammenhalt vermitteln.

Es war 17.00 Uhr, im Radio liefen erste Hochrechnungen, man versammelte sich vor dem Gemeindeamt, denn hier konnte man nun das örtliche Resultat der kommunalen Wahlen erfahren.

Der Gemeindesekretär tat, was er immer schon tat: Den Moment seines großen, seines größten Auftrittes auszukosten, ihn mit gespielter Geduld vorzubereiten, indem er alle, aus seiner – und nicht nur aus seiner Sicht – wichtigen prinzipiellen Verhaltensweisen beim Wählen nochmals wiederholte; zum Schluss kam, dass alles nach bestem Wissen und Gewissen abgelaufen sei und dass (er nahm sein Sacktuch aus der Tasche und säuberte seine Stirn, so wenig das Ende November notwendig war) nun folgendes Ergebnis zu verlesen sei:

„Der große Gewinner dieses Tages ist unser Herr Vizebürgermeister. Ich bitte euch um Ruhe. Er konnte seinen

Rückstand von zuletzt 2,3 Prozent oder einem Sitz weniger im Gemeinderat auf nunmehr 1,2 Prozent verringern. Und seiner Partei nun eine Parität an Mandaten sichern. Auch wenn es nicht zum Sieg und zur Übernahme des Amtes eines Bürgermeisters gereicht hat, möchte ich ihm sehr herzlich gratulieren.“

Sepp hörte die anschließenden Worte dieses Quälgeistes nicht mehr. Er hatte Angst, zu kollabieren, wollte einfach davonlaufen, von Schiebung rufen. Zum Glück besann er sich besagten Wochenendes politischer Bildung, lächelte und spendete dem Wiedergewähltem sogar einen kurzen, ganz kurzen Applaus.

Man bat zum gemeinsamen Foto, dass es auch andere Kandidaten gegeben hatte, alle blieben bei jeweils weniger als 5 Prozent der Stimmen, wurde nur amtlich kurz erwähnt. Sie durften aber, demokratisch korrekt, gemeinsam mit den Großen in die Kamera lächeln.

Er hatte gewonnen und doch wieder verloren. Für einen Mann seines Charakters unerträglich. Weihnachten ging ohne Geschenke ins Land, er verbot auch jedem Mitglied der Familie, ihn mit einem schönen Präsent zu trösten. Die Weihnachtsfeier der Senioren schwänzte er, jene seiner Partei eröffnete er kurz und bündig, sparte nicht mit Vorwürfen über mangelnde Unterstützung seines Teams vor der Wahl, sprach einen möglichen Rücktritt an. Die lautstarke Ablehnung dieser Idee tat ihm gut. Dann war er mit Hinweis auf sein fortgeschrittenes Alter davon.

Sepp verfiel merklich, redete daheim kaum mehr, ließ die wichtigen Arbeiten des bald zu erwartenden Frühlings liegen, kümmerte sich nicht um notwendige Ausbesserungen am Haus. Sein Zustand war sehr beunruhigend.

Martin Sieghart wurde wurde als Sohn eines Arztehepaars in das Wien der Nachkriegszeit hineingeboren. Ihn haben die noch halb verfallenen Häuser des „Spittelbergs“ geprägt. Die Strenge gegen alles Junge, Ungebärdige, die Enge des Denkens, des Glaubens und schulischer Lehre gehörten zur alltäglichen Plage. Und doch auch die Freude an jedem kleinen Fortschritt im täglichen Leben, der Solidarität jener Zeit, die verantwortlich war, dass diese Stadt zu einer blühenden wurde.

Früh erkannten die Eltern sein musikalisches Talent, förderten es mit großer Behutsamkeit. Er wurde Cellist, Organist, Kammermusiker, Dirigent. Nach Stationen in Österreich, den Niederlanden und in Stuttgart übersiedelte er in ein kleines Dorf in Oberösterreich. Und dort, bedingt durch die Pandemie, begann er zu schreiben. Zunächst Erlebtes, dann Erträumtes, woraus sein erstes Buch wurde: „Übergänge“. Der Erfolg bei Presse und Lesern ermunterte ihn, weiterzumachen.

Der Autor hat seinen Siebziger überschritten, dirigiert und unterrichtet viel.

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien